

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 86 (1999)
Heft: 12: Think twice

Artikel: Urbanität, Funktionalität; Wirklichkeit oder Simulakrum?;
Fragmentierung des Raums; Architektur ohne Form; ausgewählte
Schlüsseltexte im "Werk, Bauen + Wohnen"

Autor: Luchsinger, Christoph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-64622>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

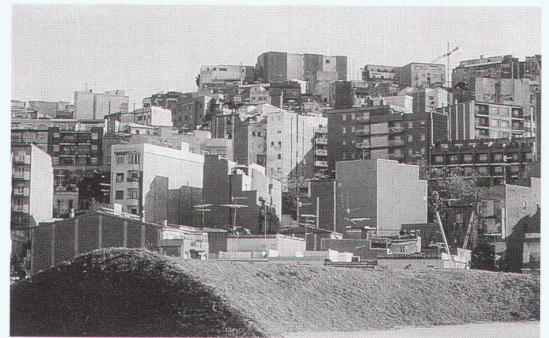
Urbanität, Funktionalität

Auf der Ebene der Siedlungsentwicklung ist heute davon auszugehen, dass jeder Eingriff innerhalb eines urban bereits besetzten Territoriums erfolgt, was zumindest im Einzugsgebiet der hochentwickelten Regionen Westeuropas gilt, zu denen die Schweiz als Ganzes gehört. Jeder Eingriff muss sich deshalb buchstäblich seinen Raum schaffen, das heisst er löst Verdrängungs- und Anpassungsprozesse aus, die im Umfeld, oft jedoch weit über dieses hinaus, die Elementarteile des Siedlungszusammenhangs neu positionieren. Das Territorium erscheint wie ein aus einem einzigen Faden geknüpftes, unregelmässiges Netz, dessen Maschen ihre Grösse bei jeder Berührung verändern. So gesehen ist Kontextualität heute keine Parole mehr, sondern Gebot, realer Alltag, wie alle wissen, die einmal eine Baueingabe mit sämtlichen erforderlichen Zusatzdossiers eingereicht haben – die Flut von behördlichen Vorschriften kann durchaus als Ausdruck dafür gelesen werden, dass Bauprojekte ins urbane Netzwerk regelrecht eingewoben werden müssen.

Auf der Ebene der funktionalen Anforderung wirkt sich die extreme Beschleunigung der wirtschaftlichen Entscheidungsprozesse dahingehend aus, dass Programme nur noch ansatzweise umrissen werden können und dass deren Konkretisierung zeitlich mehr und mehr mit der baulichen Umsetzung zusammenfällt, Planungszeiten also tendenziell gegen Null schrumpfen. Dieses Dilemma wird noch verschärft durch schnell wechselnde Standortpräferenzen. Unter den heutigen globalisierten wirtschaftlichen Rahmenbedingungen lassen sich kaum mehr mittelfristige und schon gar nicht mehr langfristige Planungshorizonte aufbauen – was die Raumplanung nicht nur grundsätzlich in Frage stellt, sondern in Wirklichkeit, vor unseren Augen, zersetzt.

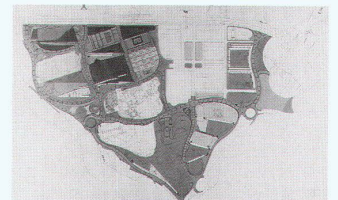


Einzelkulturen besetzen häufig wechselnde und oft weit auseinander liegende Zellen im Siedlungsgefüge und schaffen sich ihre eigenen, labilen Konstellationen bevorzugter, nach Belieben beanspruchter Orte. Es entstehen Beziehungsnetze, die sich baulich nicht abbilden, aber dennoch, unter der Oberfläche verborgen, vorhanden sind, sich zufällig überlagern, da und dort durchdringen, lose verknüpft sind. Der Architekt ist seinerseits der Beweglichkeit und relativen Nebensächlichkeit subkultureller Spiele ausgesetzt und kann seine Arbeit kaum mehr als gesellschaftlich verbindlichen Auftrag privilegieren. Architektonische Diskurse vermögen jedoch einzelne Stränge des unterliegenden Beziehungsnetzes der Einzelkulturen aufzugreifen und deren Spannungsverhältnis zur physischen Erscheinung an der Oberfläche auszudrücken.



Tesar: «Die entwerferische Erfindung ist nicht durch die Unvergleichbarkeit der architektonischen Aufgabe legitimiert, sondern durch die konkrete Präsenz des Suchens. Dabei geht es nicht um Einheit und kontextuelle Angleichung, sondern um das räumliche Flechten in der Stadt. Das zu webende Netz ist eng- und weitmaschig. Offenheit und Bestimmtheit in der Balance zu halten, scheint mir wichtiger als Objekte und Geflecht theoretisch zu polarisieren.

In der Architektur wie in der Stadt bedingen sich Körper und Raum kompositorisch. Einzelobjekte sind Raumtransformatoren, sie füllen den Aussenraum und erzeugen ein neues Innen ebenso wie neue Randbedingungen für das Aussen. Für die Stadt sind sie von gleicher Wichtigkeit wie die Aussenraum haltenden Gebäude als Kante.»



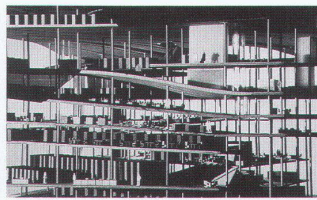
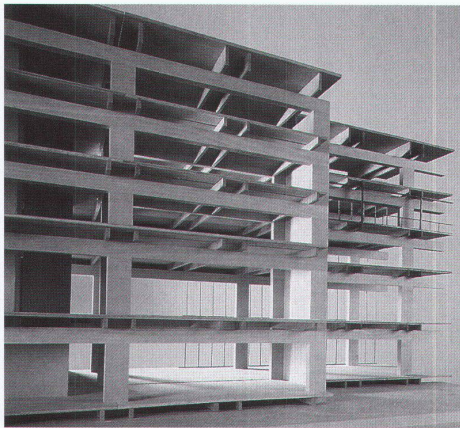
aus: Editorial
Werk, Bauen+Wohnen 11/1992

Heinrich Helfenstein: Fototexte
Werk, Bauen+Wohnen 5/1990

Eduard Bru: Gestaltungsplan für
Vall d'Hebron, Barcelona, 1989–1992
Werk, Bauen+Wohnen 10/1992

aus: Max Bosshard, Christoph Luchsinger:
Nicht Land, nicht Stadt
Werk, Bauen+Wohnen 5/1990

Typische Besiedlung im Schweizer Mittel-
land am Beispiel Zollikofen, mit Projekt für
eine Wohnüberbauung von Marco Graber
und Thomas Pulver, 1993
Werk, Bauen+Wohnen 5/1994



Nouvel: «Ich suche keine zeitlose Architektur. Mein Wunsch ist, dass man von meinen Arbeiten einmal sagen wird: (Das sind Bauten der Achtzigerjahre!)
Wir finden unsere Inspirationsquellen in der zeitspezifischen Ästhetik neuer Kommunikationstechniken. Zum Beispiel in der Technik der Bilderraster beim Vielfarbanddruck oder in der Schnitttechnik beim Videofilm. Im Augenblick scheint es schwierig oder gar unmöglich, Bilder zu strukturieren und zu konstruieren, ohne sich dieser Hilfsmittel zu bedienen. Wir sind heute weit entfernt von Corbusiers abstraktem Spiel mit den Volumen und dem Licht. Was uns heute fasziniert, sind weniger visuelle Spiele als geistige Spiele. Ich glaube, dass sich die Architektur in der Richtung einer fortschreitenden Entmaterialisierung entwickelt. Das Spiel mit dem Licht wird – wie zum Beispiel beim Institut du Monde Arabe – eher dazu dienen, die Materialität des Gebäudes aufzulösen. Die Eindeutigkeit des Opaken oder Transparenten ersetzt die Ungewissheit der Dichte und des Aufbaus der Wände und Oberflächen, was eine ikonografische Spannung erzeugt, wie sie ähnlich nur mit neuen Techniken der Montage und der Rasterüberlagerungen erreicht wird.»

Marcel Meili, Markus Peter:
Studie für das Albatal bei Ettligen (D),
1990, Strukturmodell
Werk, Bauen+Wohnen 11/1991

Kazuyo Sejima & Associates, Tokio:
Wohnblock in Motosu, 1998
Werk, Bauen+Wohnen 1-2/1999

aus: Editorial
Werk, Bauen+Wohnen 11/1992

OMA: Projekt Bibliothek in Jussieu,
Paris, 1993
Werk, Bauen+Wohnen 10/1993

Einfamilienhäuser in Celebration
Werk, Bauen+Wohnen 11/1996

Auf der einen, wirtschaftspolitischen Seite herrscht das Gebot der schnellen Anpassungsmöglichkeiten, auf der anderen, architektonisch-städtebaulichen Seite werden Strukturen vorgehalten, die von ihrem Wesen her unabdingbar hart und träge, stabil gebaut und längerfristigen Abschreibungszyklen unterworfen sind. Letzteres ist unter ökologischen Gesichtspunkten erforderlich; auf japanische Verhältnisse mit Abschreibungen im Zeitraum von nur einem Dutzend Jahren und entsprechenden Rückbau- und Entsorgungsproblemen wollen wir uns hoffentlich nicht einlassen.

Der Zwang zur kontextuellen Einbindung und die Forderung nach «voller Flexibilität» verlangen dem architektonisch-städtebaulichen Projekt wesentlich mehr Offenheit ab als bisher. Es muss in der Lage sein, heterogene Einbindungskriterien und variable funktionale Szenarien absorbieren zu können. Funktionale Beweglichkeit ist umso wichtiger geworden, als sich die Grenzen zwischen den verschiedenen menschlichen Tätigkeiten mehr und mehr verwischen: Wohnen und Arbeit, Arbeit und Freizeit, Freizeit und Mobilität, Mobilität und Wohnen, usw. Auch dieser Prozess ist in seinen potenziellen Folgen langfristig nicht absehbar, jedoch für die Herausbildung der räumlichen Infrastruktur auf allen Massstabsebenen absolut entscheidend. Städtebaulich relevante Architektur muss wohl solche Tendenzen in ihre Programmatik vorausschauend integrieren.

Wirklichkeit oder Simulakrum?

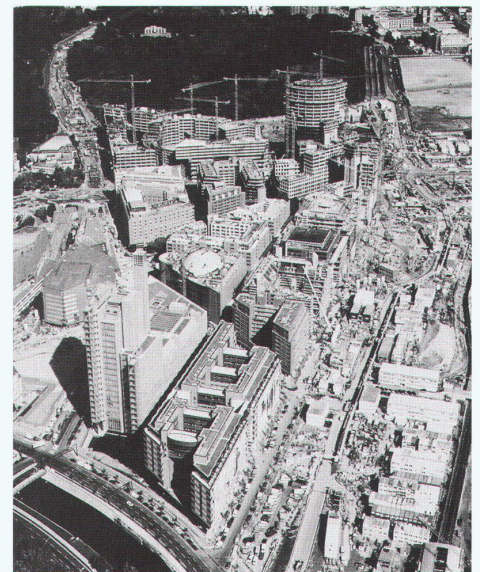
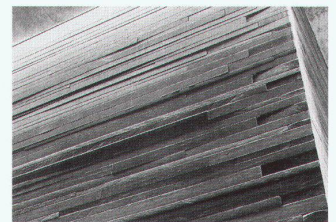
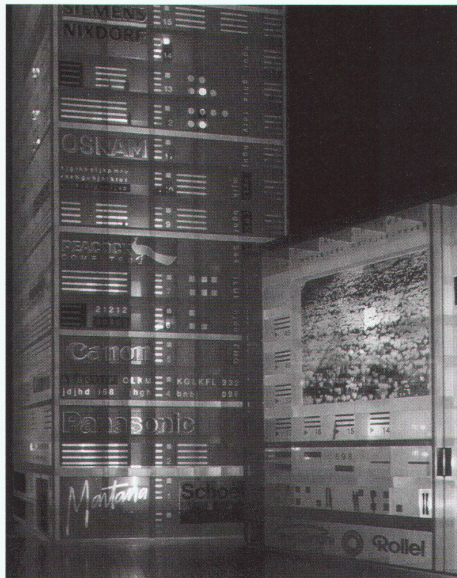
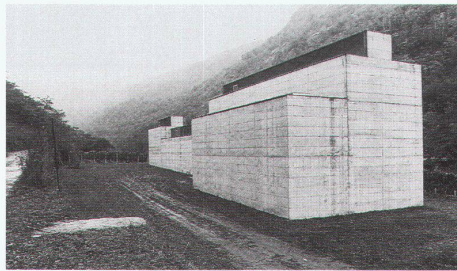
Vor dem eben skizzierten Hintergrund wäre es töricht zu glauben, dass sich die Architektur auf eigenständige, gleichsam abgehobene Formenwelten oder in die zweifelhafte Behaglichkeit längst vergangener Ambientes zurückziehen könnte, es sei denn zum Preis der völligen Marginalisierung – genauer gesagt: Abdrängung ins Exklusive – der Disziplin. Zwar lassen sich unter den heute herrschenden hollywoodschen Sozialisierungsgeprägten individualistische Angänge besser denn je vermarkten. Autorenarchitektur feiert Urständ kraft pseudopsychologischer Untermauerungen in Form formaler Privatreligionen und Veräusserungen in Form künstlerisch verbrämter Home-Stories nach dem Motto: welchen Wein trinkt Mario Botta zum Risotto, oder: wie hält es Hans Kollhoff mit Ikea-Produkten?

Die Tendenz zu hermetischen Formalismen ist halbwegs verständlich als Reaktion auf die totale Öffnung der architektonischen Welt in Richtung kommerzieller und künstlerischer Banalisierung. Ob darauf indes der gerade von der Schweizer Szene aufgebaute Widerstand einer kryptischen Wirklichkeitsuche, der das Material, dessen Verbindung im Detail und die Präsenz des baulichen Stoffs zelebriert, die angemessene Antwort sei, ist mehr als anzuzweifeln. Gerade an Beispielen der neueren Schweizer Architektur lässt sich aufzeigen, dass die Medienwelt auch von derjenigen Architektur Besitz ergriffen hat, die die Unmittelbarkeit von Raum- und Materialwirkung anstrebt. Im Zeitalter der perfekten Imitation des Realen durch das Virtuelle – genauer: der «Verwirklichung» des Virtuellen – verschwindet jedoch Unmittelbarkeit. Unmittelbarkeit muss dann inszeniert werden, genau so wie bald einmal jedes andere sinnliche Erlebnis – bis hin zum Cybersex. Die Simulation des Echten ersetzt das Echte, auch die echte Raumerfahrung.

Fragmentierung des Raums

Dass die Architektur heute der Verkünstlichung des realen Raums ausgesetzt ist, hat tatsächlich noch andere Hintergründe. Die Sprachhaltigkeit der aktuellen Architektur seit der Wende zur Postmoderne hüllt ein tiefer liegendes Phänomen ein, nämlich dasjenige der veränderten Raumbeschaffenheit in der postmodernen Stadt. Die Moderne konnte bei ihrem urbanistischen Projekt noch ganz auf die Kontinuität des Raums abstellen, verschärfte aber vermittels ihrer Raumkonzeption den Gegensatz zwischen architektonischem Objekt und stadträumlichem Kontext. Architektonisches Objekt und stadträumlicher Kontext begannen, sich in der gebauten Wirklichkeit immer mehr auszugrenzen bis zu dem Moment, als dieser Prozess als Zerfall des architektonisch-städtischen Raums wahrgenommen wurde. Man sollte vielleicht anstatt von Zerfall eher von der Fragmentierung, von Zerstückelung des Raums in der postmodernen Stadt sprechen. Dieses Phänomen zeigt sich, vielleicht unterschiedlich stark ausgeprägt, in den amerikanischen und in den europäischen Städten, von den asiatischen ganz zu schweigen.

Fragmentierung des Raums bedeutet, dass sich einzelne Raumbereiche voneinander abkapseln, und zwar nicht nur räumlich, sondern auch funktional und sozial. Der Raum wird in einzelne Zellen umformatiert. Diese Zellen können aus einzelnen Baukomple-



Peter Märkli:
La Congiunta, Museum in Giorno, 1992
Werk, Bauen+Wohnen 12/1992

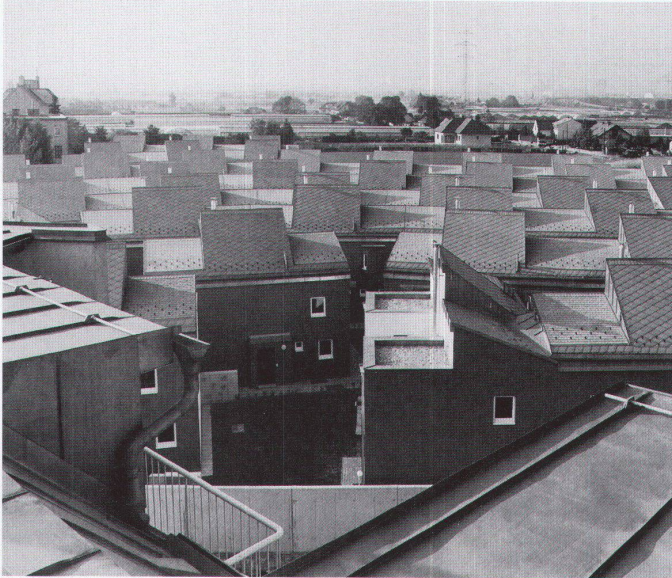
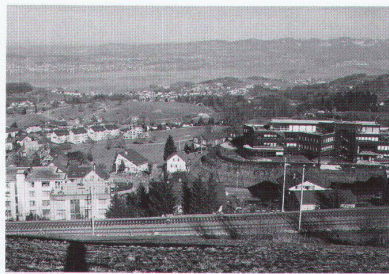
Jean Nouvel:
Projekt Mediapark, Köln, 1991
Werk, Bauen+Wohnen 10/1991

Walter Niedermayr:
Die bleichen Berge, 1993
Werk, Bauen+Wohnen 11/1994

Peter Zumthor:
Thermalbad in Vals, 1996–1997
Werk, Bauen+Wohnen 7-8/1997

Hermann Czech:
Kleines Café I, Wien, 1970
Werk, Bauen+Wohnen 6/1996

Potsdamer Platz
Werk, Bauen+Wohnen 12/1998



Die Symbol- und Zeichenwelt der heutigen urbanen Welten ist universell und in ihrer Gesamterscheinung – bei aller noch so abenteuerlichen Oberflächendifferenzierung – weitgehend homogen geworden. Sie ist in diese lokalen Räume der Zentren, aber auch der Peripherien, in den letzten Jahrzehnten wie selbstverständlich eingedrungen und hat von ihnen Besitz ergriffen. Nicht nur die Zeichen, sondern auch Haltungen und Gesten, die die Menschen an diese Zeichen binden, sind diesen geografischen Orten gegenüber, die für die Repräsentanz nach wie vor unverzichtbar scheinen, seltsam gleichgültig. Während sich also in der bürgerlichen Gesellschaft die kulturellen Symbole, Distinktionen und die Interessen der Macht in der modernen Stadt noch in einem kulturellen Raum konstituierten, der weitgehend identisch mit dem konkreten Ort seiner Vergegenständlichung war, so scheint sich heute eine Differenz zwischen Raum und Ort geschoben zu haben. Weder die Produktion der Kultur noch die Stadt als Grundlage und Quelle der kulturellen Produktion bleiben davon unberührt.

Heinrich Helfenstein:
Wollerau, Februar 1995
Werk, Bauen+Wohnen 3/1995

Franz E. Kneissl:
Wohnsiedlung Simmeringer Haide,
Wien-Simmering, 1988–1991
Werk, Bauen+Wohnen 3/1997

Rafael Moneo, Manuel de Solá-Morales:
Manzana Diagonal, Barcelona, 1986–1993
Werk, Bauen+Wohnen 4/1996

aus: Franz Dröge, Michael Müller:
Musealisierung und Mediatisierung,
Strategien urbaner Ästhetisierung und
der Widerspruch von Ort und Raum
Werk, Bauen+Wohnen 7-8/1996

nen, einzelnen Objekten, aber auch aus ganzen Stadt-
partikeln bestehen. Entscheidend ist, dass zwischen
den Zellen kaum mehr ein Zusammenhang besteht,
ausser, dass sie mehr oder weniger gleichwertig ne-
beneinander stehen. Es gibt mit anderen Worten keine
erkennbare hierarchische räumliche Beziehung mehr
zwischen dem Stadtganzen und den einzelnen Be-
standteilen der Stadt.

Die eine Seite des Phänomens Fragmentierung ist
die *Abkapselung*, die andere die *Einkapselung*. Die ein-
zelnen Zellen führen in ihrem Inneren ein Eigenleben,
hinsichtlich ihrer räumlichen Organisation und hin-
sichtlich ihrer funktionalen und sozialen Bestimmung.
Wir erleben mit anderen Worten eine Vereinzelung
der architektonischen Form und wohnen gleichzeitig
der Verdrängung, ja Vernichtung des traditionellen
öffentlichen Raums bei. Leitbeispiele dafür sind die
Malls, deren weit entwickelte Modelle heute als Busi-
ness- und Vergnügungsparks ihre Autonomie kon-
zeptionell (und auch formal) geradezu lustvoll aus-
kosten. Eurodisney beispielsweise ist bekanntlich viel
mehr als nur ein Vergnügungspark, nämlich Dienst-
leistungs- und Kongresszentrum, Wohnstadt, Touri-
stenort, Produktionsstätte. Die Künstlichkeit solcher
genutierter Stadtzellen findet sich im kleineren
Massstab wieder in der Erlebnisarchitektur beispie-
lweise eines portmannschen Bonaventure-Hotels oder
einer zumthorschen Valser Therme – man könnte
auch über Koolhaas' Educatorium Utrecht oder
Libeskind's Berliner Museum sprechen –, die sich alle
ihre eigenen kleinen Welten organisieren.

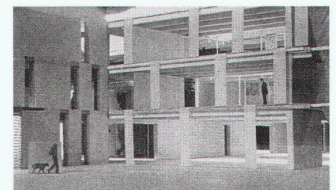
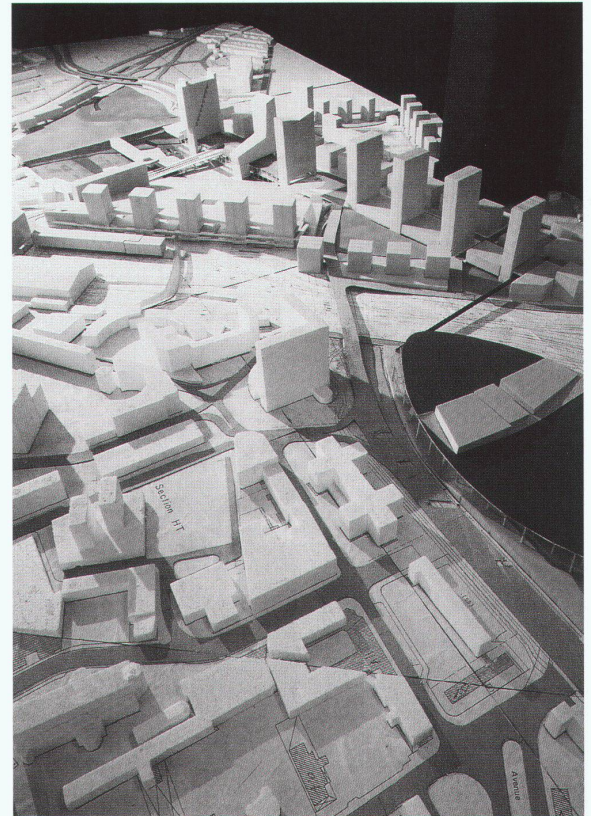
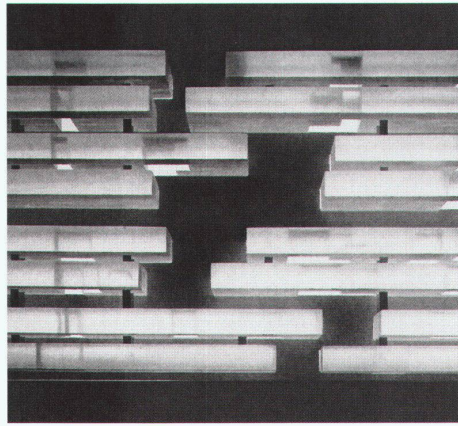
Das Auseinandergehen von Raum und Ort – viel-
leicht müsste man sagen: die Verdrängung des Orts –
hängt zusammen mit der globalen Angleichung von
Inhalten und Ausdrucksformen der urbanen Kultu-
ren zu einer einheitlichen Hyperkultur, innerhalb
derer der Raum eine völlig neue Dimension und eine
neue «Materialität» annimmt. Er ist entstofflicht,
virtuell und wahrhaftig abstrakt. Die Produktion dieses
Raums kann mithin gar nicht mehr Aufgabe der Ar-
chitektur sein. *Entzweigung von Ort und Raum bedeu-
tet also nichts anderes, als dass das architektonische Pro-
jekt selbstverständlich zwar noch stofflicher Natur ist,
seine semantischen Absichten jedoch nicht mehr zu ver-
räumlichen sind, das heisst nicht mehr bedeutungswoll
in Raum umgesetzt werden können.* Architektur ist
deshalb wieder einmal auf der Suche nach der Wie-
dergewinnung von Bedeutung für ihre eigenen, eben
architektonischen, nicht-virtuellen Räume.

Dass der öffentliche städtische Raum mehr und mehr seine herkömmlichen Funktionen verliert und dass sich die Städte gleichzeitig dissoziieren – man vergleiche dazu beispielsweise Mike Davis' beklemmende Schilderung von Los Angeles unter dem Titel «City of Quartz» – sind zwei der wichtigen Folgeerscheinungen der Aufspaltung von Ort und Raum. Wie wir etwa aus Untersuchungen über die Verstädterung des Territoriums in der Schweiz, aus Darstellungen der Verhältnisse in den Villes Nouvelles von Paris oder Schilderungen der förmlichen Zerlegung amerikanischer Städte ersehen können, hat die sichtbare Struktur des städtischen Raums mit der sozialen und kulturellen Struktur nur noch am Rande zu tun. Die typologische Organisation der Stadt der klassischen Moderne wird von hybriden Nutzungsmustern unterwandert mit dem Resultat, dass zwischen öffentlichen und privaten Bereichen keine kategorische Differenz mehr festzustellen ist – so diese Bereiche überhaupt auszumachen sind. Stadtkerne als Shoppingzentren, Einfamilienhäuser als Bars, Wohnungen als Software-Produktionsstätten, Sportclubs anstelle öffentlicher Plätze, Gasthöfe als Konferenzzentren: die Reihe liesse sich beliebig fortsetzen.

Gleichwohl steht innerhalb der fragmentierten, funktional mittlerweile flexibilisierten Stadt das architektonische Objekt auf absehbare Zeit hin als materielles Produkt da. Es organisiert zwar den konkreten Ort, nicht aber den sozialen und ökonomischen Raum. Was bedeutet dies, vor dem Hintergrund des bisher Geschilderten, für das architektonische Projekt in der zeitgenössischen Stadt?

Architektur ohne Form

Als Bestandteile eines schwer bestimmbar, offenen und wechselnden, auch funktional unberechenbaren Raumgefüges stehen die einzelnen Objekte zunächst einmal beziehungslos, jedes auf sich selber bedacht, nebeneinander. Sie haben zu schweigen, denn es gibt über ihre Beziehung nichts zu sagen. Zur Organisation des Ortes funktionieren sie als abstrakte, sachliche Apparate, die zwischen Programmkriterien und Standortfaktoren vermitteln. Dabei spielt «Form» im herkömmlichen Sinn eine eher untergeordnete Rolle. Das architektonische Projekt wird vielmehr Form zurücknehmen zugunsten der Herstellung *struktureller Verknüpfungen* zwischen dem, was an Programm noch auszumachen ist und Topografie, zwischen Klima und Orientierung, ökonomischen und

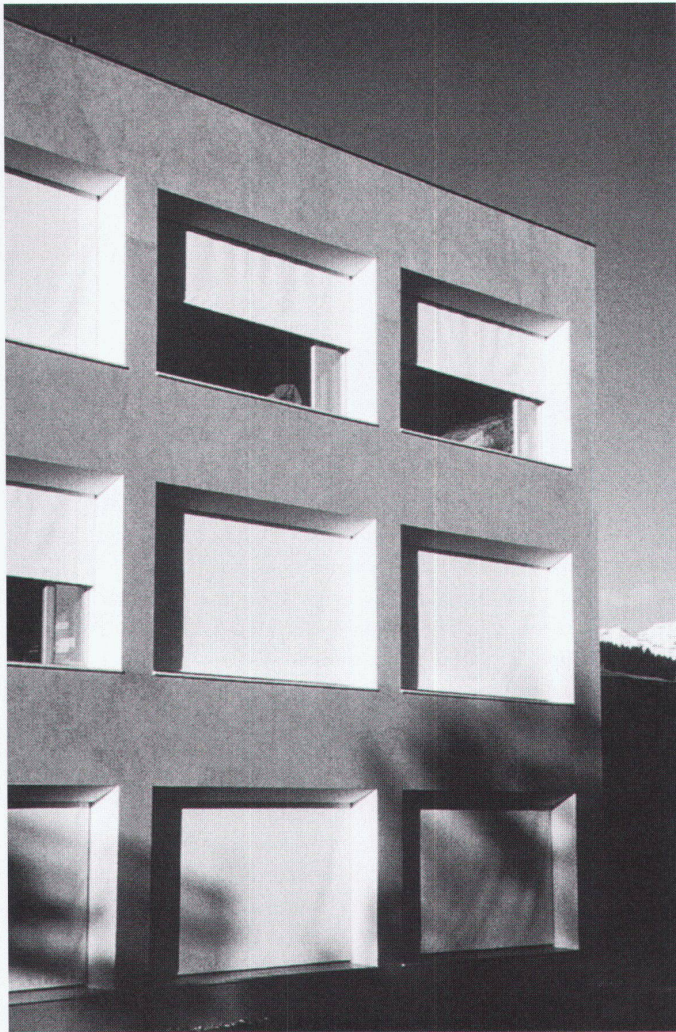


Florian Riegler, Roger Riewe:
Projekt Universität Graz, 1994
Werk, Bauen+Wohnen 9/1994

OMA: Projekt Euralille
Werk, Bauen+Wohnen 4/1993

Marc Angéllil, Sarah Graham:
Projekt für eine Berufsschule auf
dem Schützenareal, Zürich, 1993
Werk, Bauen+Wohnen 4/1994

Gegenstand der Architektur ist nicht das architektonische Objekt. Das Thema der Architektur ist zunächst der genutzte Raum, die definierte und strukturierte Leere im und am Objekt; und diese Leere ist vermittelt durch eine persönliche, soziale und historische Sicht – durch eine Individualität. Das Thema der Architektur ist also immateriell. Gegenstand der Architektur ist der architektonische Gedanke. Obwohl das architektonische Objekt also etwas Transzendierendes, nicht an und für sich selbst Bestehendes ist, gerinnt es doch zu etwas Fassbarem, wird gezeichnet und hergestellt, fotografiert, publiziert und beurteilt, wogegen das, woraus es erst verständlich wird, wofür es dienen soll, unsichtbar bleibt. Aber indem alle unsichtbaren Bestimmungsgründe hier zum Ausdruck kommen, teilen alle Bau-Teile mit, wie und warum sie entstanden sind. Die konstruktiven, ökonomischen, gesellschaftlichen Bedingungen sind in jeder architektonischen Form enthalten. Architektur gewinnt deshalb einen realen Charakter des «Objekts». Das ist ihr Reichtum, der allem Bemühen um plastische, skulpturale Form weit überlegen ist.



Valentin Bearth, Andrea Deplazes:
Schulanlage in Vella, 1997
Werk, Bauen+Wohnen 1-2/1998

Hermann Czech:
Das architektonische Objekt
Werk, Bauen+Wohnen 6/1996

rechtlichen Rahmenbedingungen, konstruktiven Optionen, Möglichkeiten der baulichen Umsetzung, usw. Man sammelt so viel Angaben als möglich, immer im Bewusstsein, dass diese Fakten und Faktoren auch immer unvollständig sind, ja vielleicht zufällig zusammenkommen, und aber auf jeden Fall unterschiedlich stabil sind. Insbesondere stellt sich angesichts der Unschärfe vieler Programme die Frage, inwieweit die äussere Form das Innere überhaupt transponieren kann, oder umgekehrt, inwieweit die Organisation des Inneren auf eine angemessene Repräsentation von aussen her zu verzichten imstande ist. Anders gesagt würden wir dafür plädieren, die architektonische Arbeit ins räumlich-strukturelle Gefüge zu investieren, weil sich hier – wenn möglicherweise auch nur sehr elementare, so aber doch authentische – Aussagen formulieren lassen.

«Architektur ohne Form» – das ist zwar ein absolut paradoxes Schlagwort, nichtsdestoweniger aber die Herausforderung einer konsequenten Aneignung offener Programme und nurmehr lose definierter, rasch wechselnder Sachzusammenhänge. Architektur ohne Form meint, die Entwurfsparameter auf die noch fassbaren programmatischen Kriterien und äusseren Rahmenbedingungen abzustützen – etwa der Dimensionierung und Proportionierung der Flächen, der Anlage der vertikalen und horizontalen Erschliessungen, der Belichtungs- und Belüftungsprinzipien, der Tragstruktur, der technischen Infrastrukturen, usw. – und daraus ein architektonisches Gerüst zu entwickeln, das sich durch den Gebrauch in der einen oder anderen Weise konkretisiert. Das wäre ein möglicherweise notwendiger Schritt, um architektonische Form neu mit Bedeutung auszurüsten, quasi durch Überformung.

Architektonische Form ist in einer solchen Optik also alles andere als autonom. Sie wäre vielmehr nur vor dem Hintergrund der sie jeweils bedingenden Kräfte überhaupt verständlich und würde erst im Laufe der Zeit Gestalt annehmen. Ort und Raum können allenfalls dann wieder in ein bedeutungsvolles Verhältnis gesetzt werden, wenn der durch Architektur räumlich konkretisierte Ort seine Position im – im weitesten Sinn – städtischen Raum durch Aneignung laufend interpretieren kann. Hier liegt das Feld des architektonischen Entwurfs innerhalb der postmodernen Urbanität: dass Architektur offen genug ist für Veränderungen der Stadt und gleichzeitig komplex genug, um diese Veränderungen anzutreiben.

Christoph Luchsinger